

Zeitschrift „The international nazi fascist“ eingeführt haben, deren wesentlichster Inhalt ein von Kirchstein mit „Wotan, Fighter for freedom“ bezeichneter Artikel ist. Herr Kirchstein soll in seiner umfangreichen Korrespondenz mit Partnern des In- und Auslandes wiederholt gefordert haben, mit legalen Mitteln bei der Verdrängung der Juden von allen Ämtern mitzuhelfen.

Auf Grund dieser Informationen fragen wir uns, ob die Ereignisse im Bamberg zufällig sind oder ob es da Zusammenhänge gibt. Wir sind allerdings der Meinung, daß es sich hier nicht um ein spezifisch bambergisches Problem handelt. Meldungen aus anderen Städten, wie zum Beispiel der Schmierereien in Neuß am vergangenen Sonntag, weisen darauf hin, daß der sich hier offenbarende Geist weiter verbreitet ist, als es der Öffentlichkeit bekannt wird.“ Ferner enthält das Schreiben die folgenden drei Fragen: „1. Sehen Sie einen Zusammenhang zwischen den Ereignissen, die wir geschildert haben und dem, was sich in den letzten Tagen ereignet hat? Und 2. hat es uns befremdet, daß trotz des Bürgerschutzes sich die Ereignisse wiederholten. Wir fragen uns, ob vielleicht nicht nur eine verschwindende Minorität das Problem überhaupt erst erkannt hat, daß die breite Bevölkerung möglicherweise das Ausmaß der Verbrechen an den Juden noch gar nicht begriffen hat. 3. Was geschieht, um die Sache an der Wurzel anzupacken?“

Weiter heißt es: „Wir glauben eben nicht, daß man die Dinge damit abtun kann, indem man sie dem Staatsanwalt übergibt. Wir sind auch nicht der Meinung, daß es sich hier um Bagatellfälle handelt oder um Fälle von dummen Jungensstreichen oder um Dinge von Psychopathen. . . man muß sich doch fragen, warum sie in dieser Weise ihre Minderwertigkeitskomplexe versuchen abzureagieren. Bagatellisieren, Verschweigen und Gleichgültigkeit bedeuten auch eine Stellungnahme . . .“

*

Bei der Bamberger Stadtverwaltung sind in den letzten Tagen Hunderte von Briefen aus aller Welt, darunter auch aus Israel, eingegangen, in denen der Bevölkerung der Stadt für ihre entschieden ablehnende Haltung gegenüber den antisemitischen Anschlägen gedankt wird. Die Fahndung nach dem oder den Täter geht inzwischen weiter . . .

(Aus: Die Mahnung [12/14]. Berlin, 15. 7. 1965.)

15/10 Monumenta Judaica — ihre Auswirkung

von Dr. Willehad Eckert O. P.

Am 15. März 1964 endete mit einer Festkundgebung im Kongreßsaal der Kölner Messe, auf der Landesbischof *Stählin*, Rimsting, Professor Ernst *Simon*, Jerusalem, und Kardinal *Bea*, Rom, das Wort ergriffen, die Ausstellung *Monumenta Judaica*¹, die ein ungewöhnlich weites Echo gefunden hat. Dank dem großzügigen Entgegenkommen der Bibliothek der Ungarischen Akademie der Wissenschaften in Budapest konnte die Ausstellung *Monumenta Judaica* das 1296 entstandene und in Köln 1413 kommentierte Exemplar der Mischna Tora des Moses Maimonides zeigen. In diesem Codex sind die Titelseiten der 14 Bücher, in die Moses Maimonides sein den Inhalt des Talmud systematisierendes Gesetzeswerk eingeteilt hat, mit Miniaturen geschmückt, die zu den besten Beispielen der gotischen Buchmalerei in Deutschland überhaupt gehören. Gerade dieses kostbare Werk bot willkommenen Anlaß, bei Führungen durch die Ausstellung Zielsetzung und Eigenart des traditionellen Studiums der Juden zu beschreiben. Ausgehen konnte man dabei von Martin Bubers Schrift „Zwei Glaubensweisen“, der die jüdische Glaubensweise mit dem Wort *Emuna* als das Vertrauen zu Gott bestimmt mit dem Hauptinteresse an den Fragen nach der Gestaltung eines Lebens nach dem Willen Gottes, während mit dem Wort *Pistis* der Glaube der Christen charakterisiert wird, der weit

mehr nach dem Glaubensinhalt fragt, also den Sinn der Dogmen zu ergründen sucht (vgl. FR III, 10/11, 1950/51, S. 19 l., 17/18, S. 20, u. 19/20, S. 20 r.). Darüber hinaus aber sollte überhaupt nach der Geltung des Studiums gefragt werden. Das Judentum versteht sich als eine Religion des Buches. Schlimm war es, unförmig zu sein, schlimmer, unweise zu sein, keinen Zugang zu den Quellen der Einsicht zu besitzen. Gab es einen härteren Vorwurf, als Am ha-arez, ungebildet zu sein? Bei der Schilderung des Studiums war auf die ursprüngliche Einheit der Schriften hinzuweisen, daß Bibel und Bibelkommentare, Talmud und Talmudkommentare als eine virtuelle Einheit verstanden wurden, mußte hervorgehoben werden. Bei der Erklärung der Bibelhandschriften bot sich zwanglos zu solchen Ausführungen Gelegenheit.

Die die Ausstellung abschließende Abteilung E „Das jüdische Jahr“ gewährte Einblicke in das häusliche religiöse Leben, in die Hauptereignisse im religiösen Leben des Menschen. Beschneidung, Bar Mizwa, Hochzeit, Sterben, Bestattung und Sorge für die Hinterbliebenen, in die häusliche und synagogale Sabbatfeier, in den Jahreszyklus der Feste. Dabei kam es weniger auf die Sammlung von Pretiosen an, als auf die Vermittlung eines möglichst vollständigen Überblicks über die traditionellen Formen des religiösen Lebens. Zur Ergänzung konnte auf Kultgegenstände zurückgegriffen werden, die nicht aus dem Rheinland stammten. Das eindrucksvollste Beispiel war die heute dem Bezalel-Museum in Jerusalem gehörige Laubhütte der Familie Deller aus Fischach bei Augsburg, die um 1825 angefertigt wurde. Von dem Dorfschreiner, der sie schuf, stammt wohl auch die Ausmalung. Die Wandbilder verraten die Anhänglichkeit an die Heimat, denn Dorfgasse und Gutshof sind getreulich dargestellt, wie die Sehnsucht nach Jerusalem und dem Wiederaufbau des Tempels, der in phantasievoll-visionärer Weise auf der dem Eingang gegenüberliegenden Wand vorweggenommen ist. Während der schwäbische Dorfjude schon infolge der Emanzipation der hebräischen Sprache entfremdet lediglich visuelle Eindrücke wiedergibt, hat der aus Osteuropa stammende Maler, der rund hundert Jahre früher eine Reihe Synagogen in Franken ausschmückte — die Ausstellung zeigte von ihm die Betstube aus Horb am Main —, die bildlichen Darstellungen mit Inschriften verwoben. Die meisten der Bilder haben symbolische Bedeutung. Für die Besucher der Ausstellung war es besonders wertvoll, den starken Symbolgehalt des jüdischen Kultes zu entdecken. Hier seien wenigstens die Torawimpel genannt, die aus Beschneidungswindeln geschnitten und auf die Name und Geburtsdatum des Knaben zugleich mit dem Segenswunsch gestickt werden: „Er wachse zur Tora, zur Chuppa (Vermählung) und allen guten Werken.“ Beim ersten Besuch der Synagoge, gewöhnlich im Alter von drei Jahren, übergibt das Kind den Wimpel. Bei seiner Bar Mizwa wird es dann die Tora mit seinem Wimpel umwickelt finden. Damit der Besucher der Ausstellung nicht den Eindruck bekam, die traditionellen Formen jüdischen Kultes hätten keine Bedeutung mehr, zeigte die Ausstellung auch modernes Kultgerät, wie es z. B. für die wiederaufgebaute Kölner Synagoge vor wenigen Jahren angefertigt wurde.

Die Besucher der Ausstellung MONUMENTA JUDAICA

Die Gesamtzahl der Besucher der Ausstellung, 110 000, wird derjenige als einen guten Erfolg werten, der bedenkt, daß es sich hier um ein recht anspruchsvolles Thema handelt, zudem eine kulturhistorische Ausstellung gewöhnlich nicht so populär ist wie eine Kunstaussstellung. Bei der Vorbereitung der Ausstellung hat sich der Arbeitsausschuß immer wieder die bange Frage gestellt, ob das Unternehmen wohl von Erfolg gekrönt sein würde. Schon die Wahl des Titels verrät etwas von dieser Besorgnis. Man wollte einen reißerischen, aber darum auch aufreizenden Titel vermeiden. Durch die betonte Sachlichkeit der Ankündigung sollte der Anschein allzu vordergründiger Bemühung um das Judentum im Sinne des Slogans von der „unbewältigten Vergangenheit“ vermieden werden. Andererseits schien der Titel MONUMENTA

¹ Vgl. FR XV, S. 90 ff.: Monumenta Judaica — 2000 Jahre Geschichte und Kultur der Juden am Rhein.

JUDAICA zu akademisch zu wirken. Darum fügte man den Untertitel hinzu: „2000 Jahre Geschichte und Kultur der Juden am Rhein“. Die Erfahrungen der Museumswärter in den einzelnen Kölner Museen, die den kleinen Werbeprospekt verteilten, waren nicht sehr ermutigend. Eine Ausstellung zur Geschichte der Juden am Rhein schien auf sehr viel Ressentiment oder zumindest auf Desinteresse zu stoßen. Das Schicksal der Juden stand offensichtlich vielen normalen Museumsbesuchern zu fern, als daß es sie zu einem Besuch gelockt hätte. Der Kult der Juden war nicht exotisch genug, um Neugierde zu wecken. Die Ausstellung thailändischer Kunst, die eine ferne Welt vorstellte, erzielte in acht Wochen 60 000 Besucher, während die Ausstellung Monumenta Judaica in den ersten drei Monaten nur knapp 50 000 Besucher aufwies. Doch sollte sich auch bei der Ausstellung Monumenta Judaica die Erfahrung anderer Ausstellungen wiederholen. Der Besuch setzte in den ersten Wochen nur zögernd ein. Stärker als alle Prospekte wirkte bei Monumenta Judaica die Flüsterpropaganda. Seit dem dritten Monat nahm die Besucherzahl auch an Werktagen ständig zu. In den letzten Tagen waren es täglich zwischen 2500 und 3000 Besucher. Die Ausstellung, die ursprünglich nur bis zum 15. Februar geplant war, wurde bis zum 15. März verlängert und hätte unschwer auch noch weiter ein zunehmendes Echo gefunden, wenn nicht die Vielzahl der Leihgeber ihre lange entbehrten Objekte wieder hätten zurückerhalten müssen. Wer waren nun die Besucher der Ausstellung Monumenta Judaica? Aus der Vielzahl der Einzelbesucher ragen die Persönlichkeiten hervor, denen das Geschick der Bundesrepublik anvertraut ist. Der Präsident der Bundesrepublik, Dr. Heinrich Lübke, der der Schirmherr der Ausstellung war, muß unter den Besuchern an erster Stelle genannt werden. Von weiteren Politikern, die die Ausstellung besuchten, seien hier wenigstens der Präsident des Deutschen Bundestages, Dr. Eugen Gerstenmaier, der auch die Festansprache anlässlich der Eröffnung der Ausstellung hielt (s. FR XV, S. 88), und der Vizepräsident Thomas Dehler namentlich erwähnt. Trotz seines schweren Augenleidens ließ es sich der Erzbischof von Köln, Kardinal Dr. Joseph Frings, nicht nehmen, sich eingehend durch die Ausstellung führen zu lassen. Sein Besuch darf als Ausdruck der Bereitschaft zum ökumenischen Gespräch verstanden werden. Wenn das Gespräch zwischen Katholiken und Protestanten fruchtbar sein soll, dann darf es den Juden als Partner nicht ausschließen, sondern muß ihn mit einbeziehen, denn es geht von einer gemeinsamen Grundlage, der Heiligen Schrift, aus.

Die an historischen Dokumenten so reichhaltige Ausstellung, die mehr als 2000 Objekte umfaßte, lud zur wissenschaftlichen Arbeit ein. Anlässlich ihrer Eröffnung widmete der vorjährige Mediaevistentag, der wie jedes Jahr vom Thomas-Institut an der Universität Köln einberufen wurde, sich dem Generalthema „Judentum im Mittelalter“ (vgl. FR XV, S. 91 ff.).

Ende Januar veranstaltete die Bibliotheca Germanica Judaica eine Pädagogentagung. Sie fand ihren Abschluß mit einem gemeinsamen Besuch der Ausstellung. Von den Referenten und Teilnehmern seien wenigstens die Namen erwähnt von Professor Hans-Jochen Gamm, der Rektor der Pädagogischen Hochschule in Oldenburg, dessen „Judentumskunde“ als Einführung in Religion und Geschichte des Judentums in die Problematik des Antisemitismus sowie des neuen Staates Israel weithin Anklang gefunden hat (FR XIV, S. 65), und Professor Saul B. Robinsohn, Direktor des Unesco-Instituts für Pädagogik in Hamburg, der gerade in der Schriftenreihe des internationalen Schulbuchinstituts gemeinsam mit dem jungen Studienrat Chaim Schatzker aus Haifa eine Untersuchung über „Jüdische Geschichte in deutschen Geschichtslehrbüchern“ vorgelegt hat (s. u. S. 158). Ende Februar fand eine Arbeitstagung des Zentralausschusses für Weltanschauungsfragen der Evangelischen Kirche Deutschlands, der ein Quellenbuch zum Verhältnis der Kirchen zu den Juden vorbereitet, in Köln statt.

Das große wissenschaftliche Interesse, das die Ausstellung MONUMENTA JUDAICA auslöste, läßt sich nicht minder

aus dem Besuch ganzer Universitätsseminare belegen. Daß die Kölner Universität mit ihrem Historischen und Wirtschaftshistorischen Seminar kam, war selbstverständlich. Aus Bonn kam der Alttestamentler Professor Botterweck mit seinem Seminar, aus Münster Professor Joseph Ratzinger, der Konzilsberater des Kölner Kardinals Frings, mit seinem dogmatischen Seminar, aus Tübingen der Leiter des Instituts für geschichtliche Landeskunde und historische Hilfswissenschaften, Professor Decker-Hauff, mit seinem Oberseminar, aus Amsterdam Professor Jaffé, der eine Faksimileausgabe der Vogelkopf-Haggada herausbringt, mit seinen Kollegen und seinem Seminar. Es kam mit seinem Seminar der Kölner Kirchenrechtler Professor Hering und der Gerichtsmediziner Professor De Boor. Viele Professoren gingen auch still für sich durch die Ausstellung, um sich mit Dokumenten, die ihr Fach betrafen, näher zu beschäftigen, oder aus allgemeinem Interesse. Professor Ernst Simon war ebenfalls von der Ausstellung tief beeindruckt.

Doch waren es also nur die Gelehrten, die zu der Ausstellung fanden? Unabhängig voneinander, aber dennoch ganz übereinstimmend betonten Professor Schubert, Wien, und Professor Simon, wie sehr sie das Interesse der Jugend an der Ausstellung beeindruckt habe. Wegen des Wertes für Geschichts- und Religionsunterricht kamen viele Schulklassen geschlossen zur Ausstellung. Zuerst war daran gedacht, nur Schüler und Schülerinnen der Oberstufe der höheren Schulen durch die Ausstellung klassenweise führen zu lassen. Es zeigte sich aber bald, daß es möglich war, auch die Abschlußklassen der Volksschulen in die Ausstellung gehen zu lassen. In diesem Falle bot die Abteilung E „Jüdisches Jahr“ genügend Anregungen, Anknüpfungspunkte boten sich vom Religionsunterricht, Einführung in das Alte Testament, her an. Nicht nur aus Köln kamen Schulklassen, sondern aus dem ganzen nieder- und mittelhheinischen Raum, um Beispiele zu nennen: das Görres-Gymnasium in Koblenz kam zweimal mit je einer Oberprima und einmal mit einer Obersekunda. Außerdem fand sich das gesamte Lehrerkollegium dieses Gymnasiums zu einem eigenen Besuch ein. Ebenso kam die Marienschule aus Opladen zu einem Besuch mit der Oberprima und zu zwei weiteren Besuchen mit den Obersekunden. Fruchtbarer noch als der Besuch ganzer Klassen war es, wenn einzelne Arbeitsgemeinschaften kamen, so z. B. die Israel-Arbeitsgemeinschaft, die ein Religionslehrer an dem Gymnasium in Hagen in Westfalen begründet hatte. Der Einladung der Heidelberger Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit zu einer Fahrt nach Köln zur Monumenta Judaica leisteten rund 100 Jugendliche Folge. Außerdem kam noch einmal zu einem weiteren Wochenende in der Monumenta Judaica eine ganze Studentengruppe aus Heidelberg, bestehend aus den Mitgliedern der DIS (Deutsch-Israelische Studiengruppe), der Jüdischen Studentengemeinde, dem AStA und Studenten und Studentinnen, die einfach am Thema interessiert waren. Selbst aus Kassel kamen trotz der damit verbundenen strapaziösen Bahnfahrt, hin und zurück an einem Tag zusammen mehr als zehn Stunden, nicht weniger als dreißig Jugendliche auf Einladung der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit. Aus Bottrop, Ruhrgebiet, und aus Jülich fand sich jeweils katholische und evangelische Jugend zu gemeinsamem Besuch der Ausstellung zusammen. Der Stadtjugendring von Offenbach am Main veranstaltete eine gemeinsame Omnibusfahrt mit 40 Jugendlichen, Mitgliedern, möglichst Leitern der verschiedenen Jugendgruppen, nach Köln. Jeder der Teilnehmer und Teilnehmerinnen erhielt zum persönlichen Weiterstudium als Geschenk der Stadt Offenbach das Handbuch¹ zur Ausstellung überreicht. Außerdem stiftete die Stadt für die Bibliothek jeder der an der Exkursion beteiligten Jugendgruppen Katalog² und Handbuch. Wie stark das Interesse an beiden Bänden ist, beweist übrigens die Tatsache, daß die Deutsch-Israelischen Studiengesellschaften so entfernter Städte wie Berlin und München jeweils wenigstens zehn Bände von

¹ Konrad Schilling (Hrsg.) Monumenta Judaica. Handbuch (vgl. FR XV, 90).

² Ders. Monumenta Judaica. Katalog (vgl. FR XV, 90).

beiden Büchern (also zusammen jeweils zwanzig) für ihre Mitglieder als Sammelbestellung erbat. Bis zum Ende der Ausstellung waren schon 21 000 Exemplare jeweils von Handbuch und Katalog verkauft. Die Mitglieder dieser mancher Gruppenfahrten besuchten erst morgens zwei Abteilungen und nach dem Mittagessen die übrigen Abteilungen der Ausstellung. So wollte man ein allzu rasches Vorbeigehen an der Unzahl der Ausstellungsobjekte vermeiden. Eine andere Art, den Besuch der Ausstellung besonders fruchtbar zu gestalten, war, vorher einen einführenden Vortrag, möglichst mit anschließender Aussprache zu halten. Dias von den wichtigsten Objekten vermittelten dabei einen nicht unwichtigen optischen Eindruck. Inzwischen hat sich auch schon herausgestellt, wie nützlich die Nachbereitung, die Rekapitulation an Hand der Dias sein kann. Gespräche mit Leuten, die die Ausstellung sogar schon mehrfach gesehen haben, bestätigen, daß die nachherige Begegnung mit den wichtigsten Objekten im Lichtbild, im Dia, sehr wohl zur Vertiefung und Ergänzung beiträgt. Selbst auf einer württembergischen Pädagogentagung in Calw konnte so ein Eindruck von Ziel und Aufbau der Ausstellung *Monumenta Judaica* gegeben werden. Die Zahl der Studentenverbindungen, die den Weg zur Monumenta Judaica gefunden haben, wäre freilich noch größer gewesen, wenn man sich bei der Einladung nicht nur auf den AStA verlassen hätte, sondern schon während der Semesterferien, in denen das Programm für das kommende Semester erarbeitet wird, die Senioren und Consenioren sämtlicher Verbindungen zum Besuch der Ausstellung aufgefordert hätte. Hätte hier eine kluge Werbung noch mehr erreichen können, als tatsächlich erreicht wurde, so war doch das Entscheidende der Einzelbesuch. Immer wieder ist man überrascht, in so vielen Gesprächen mit Schülern, Studenten und Berufstätigen auf so viele Ausstellungsbesucher zu stoßen, die mehr als einmal den Weg zu der Monumenta Judaica fanden.

Was hat die Besucher besonders interessiert? Die Furcht des die Ausstellung vorbereitenden Arbeitsausschusses, die Besucher würden achtlos an den Dokumenten vorbeieilen, war unbegründet. Im Gegenteil, viele blieben so lange bei den Dokumenten, daß sie für die Handschriften und Kunstwerke kaum ein Auge hatten. Eine aufschlußreiche Beobachtung war es für mich selbst, festzustellen, daß es z. B. Heidelberger Jugendliche, die samstags bereits die ganze Ausstellung gesehen hatten, sonntags abermals in die Dokumentation zog, der sie vor den Handschriften den Vorzug gaben, weil die Dokumente ihr persönliches Engagement herausforderten, während die Handschriften nur einen ästhetischen Reiz boten. Übrigens war das Interesse auch der Erwachsenen an den Dokumenten wider Erwarten groß. Die eingehende Beschriftung machte den Inhalt der mittelalterlichen Urkunden auch dem Laien zugänglich. Was immer wieder bewegte, war die Erkenntnis, wie jahrhundertlang die Judenfeindschaft ist und welch gehässigen Hohn es schon im Mittelalter gab. Besonders bestürzend waren die Judenkarikaturen (Judensau), die Zeugnisse der Verfolgungen in Urkunden und Bildern, der Isolierung (Gelber Ring). Die Frage nach der Schuld der Christen, auch nach der Schuld der Kirchen wurde oft gestellt. Allerdings auch die Frage, ob die Juden die Verfolgungen provoziert hätten. Ingeheim berunrigte manche Besucher die nur allzuoft gehörte These vom Fluch über dem Volk. Solche Besucher liefen Gefahr, aus den Dokumenten sich ihre verhängnisvolle Ansicht bestätigen zu lassen. Es kam daher bei den Führungen darauf an, zu zeigen, daß die Verfolgungen zwar häufig, aber nicht ständig und erst recht nicht zwangsläufig waren. Außer den Dokumenten waren es vor allem die Kultgeräte, die interessierten. Abteilung E „Jüdisches Jahr“ erfreute sich besonders großen Interesses. Weniger gut war der Besuch in Abteilung C „Jüdische Künstler und Wissenschaftler“. Das lag zum Teil an der ungünstigen Lage dieser Abteilung innerhalb des Museumsgebäudes selbst. Aber selbst wenn es keine räumlichen Probleme gegeben hätte, wäre der Besuch nicht überwältigend stark gewesen. Aufschlußreich war das Urteil der Studenten, die als Führer durch

die Ausstellung eingesetzt waren. Sie scheuten die Abteilung C, weil nach ihrer Ansicht dort zu sehr mit Leistungen geprahlt würde. Den Sinn der Abteilung hatten sie also nicht verstanden. Dazu stimmt eine weitere Beobachtung, die man im Lesesaal machen konnte und die auch das Tagebuch der Germania Judaica bestätigt. Der Lesesaal wurde durchschnittlich von 50 Besuchern am Tage aufgesucht, vielfach von Jugendlichen. Wie das von der Bibliothek angelegte Tagebuch ausweist, galten die meisten Fragen dem Talmud, der in Gesamt- und Teilübersetzung zugänglich gemacht war, sodann Literatur über den Staat Israel und die Zeit der nationalsozialistischen Verfolgung. Selten wurde nach Literatur über andere Epochen der jüdischen Geschichte gefragt (vgl. FR XI, S. 22), in die Werke der Dichter und Schriftsteller tat kaum einer einen Blick. Vielleicht lag das mangelnde Interesse daran, daß vielen Jugendlichen gar nicht bewußt ist, daß *Kafka*, Else *Lasker-Schüler* (vgl. u. S. 109 f.), *Liebermann* Juden sind. Das Werk Lasker-Schülers kennen jedenfalls viele Jugendliche. Sie sehen aber in ihr eine große Dichterin. Ihr Judentum ist ihnen nicht bekannt und ist für sie ohne Interesse. Es fand sich eine kleine Gruppe aufmerksamer Besucher stets in Abteilung C. Sie war zu Entdeckungen bereit. Auch war es möglich, gerade von den persönlichen Zeugnissen her, so dem letzten Brief Edith *Steins* aus dem Lager Drente-Westerbork an ihre Priorin im Karmel von Echt, ein wirkliches Interesse auch in dieser Abteilung zu wecken. Ihre dankbarsten Besucher waren jedoch nicht die Jugendlichen, sondern die Herangewachsenen und Alten, die in der Begegnung mit Werk und Bild die Erinnerung an eigene Erlebnisse und Erfahrungen, glückhafte und schmerzliche Begegnungen beschworen.

Wer kam außerdem noch zur Ausstellung? Zahlreiche Volkshochschulen, Gruppenreisen führten gutbesuchte Exkursionen zur Ausstellung Monumenta Judaica durch. Die Volkshochschule Köln ließ ein Seminar von zehn Abenden für ihre Hörer in der Ausstellung selbst veranstalten. Mitglieder der Museums- und Geschichtsvereine kamen zahlreich zu Gruppenbesuchen. Große Besuchergruppen kamen aus der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft, aus der Sozialistischen Bildungsgemeinschaft, aus den Stadtratsfraktionen, aber auch aus den evangelischen und katholischen Bildungswerken. Die Melanchthon-Akademie in Köln hatte in diesem Winter eine über zwölf Abende dauernde Vorlesungsreihe zum Thema Christentum und Judentum in ihr Vorlesungsprogramm aufgenommen. Die Hörerzahl schwankte je nach dem besonderen Interesse des einzelnen Vortrags zwischen 50 und 100 Hörern. Die Vorlesungsreihe soll in abschbarer Zeit auch in Buchform erscheinen. Abgesehen vom persönlichen Besuch der Ausstellung fanden sich die meisten Hörer auch noch einmal zu den von der Melanchthon-Akademie angesetzten gemeinsamen Besuchen der Ausstellung ein. Der von dem Kölner Albertus-Magnus-Werk angesetzte gemeinsame Besuch der Ausstellung, auf den auch in den Kirchen Kölns hingewiesen wurde, zeitigte ein unerwartet hohes Interesse. Während sonstige Veranstaltungen des Albertus-Magnus-Werkes nicht viel mehr als 30 Besucher aufweisen, kamen in die Monumenta Judaica 150. Der katholische Akademikerverband kam mit verschiedenen Gruppen aus niederrheinischen Städten. Auch Pax Christi fehlte nicht. Selbst Vereine mehr gesellschaftlicher Prägung kamen mit großen Besuchergruppen. Beim Besuch von Round Table Köln, einer Tischgemeinschaft, deren Mitglieder nicht älter als 40 Jahre sein dürfen, war die Feststellung bemerkenswert, wie wenige der Mitglieder, deren Kindheit und Jugend noch in die Hitlerzeit fiel, Gelegenheit hatten, Juden persönlich kennenzulernen. Für sie war vielfach der Besuch der Monumenta Judaica die erste Gelegenheit, sich mit Problemen des Judentums zu beschäftigen.

Unerwartet großes Interesse fand die Ausstellung bei den evangelischen und katholischen Geistlichen und Theologiestudenten. Priesterkurse in Altenberg endeten regelmäßig mit einem Besuch in der Ausstellung Monumenta Judaica.

Die Pfarrgeistlichkeit eines ganzen Dekanates entschloß sich mehrfach zum gemeinsamen Besuch. Viele evangelische und katholische Pfarrer kamen mit der Bibel-, Männer- oder Frauengemeinschaft ihrer Pfarrei ins Stadtmuseum zur Monumenta Judaica. Sie waren es, die der Jugend den Anstoß zum Besuch gegeben hatten. Ebenso kamen viele Ordensschwester, einzeln und in Gruppen, mit ihrem Lehrerkollegium oder mit ihren Schülerinnen. Neben der großen Zahl von Professoren und Studenten der Pädagogischen Hochschulen der Länder Nordrhein-Westfalen und Niedersachsen waren Geistliche beider Konfessionen sowie Ordensfrauen, die zahlenmäßig stärkste Berufsgruppe, die die Ausstellung besucht hat. Sie waren der beste Beweis für die Aufgeschlossenheit der evangelischen und der katholischen Kirche heute für das christlich-jüdische Gespräch. Die Führung durch die Ausstellung Monumenta Judaica bot willkommene Gelegenheit, auf Zielsetzung und Methodik des Unterrichts einzugehen, mit den Religionslehrern Fragen, die Religion und Geschichte der Juden betreffen, sowie das Verhältnis von Christentum und Judentum, christlicher und jüdischer Glaubensweise zu erörtern. Wie notwendig das war, verriet etwa die auch von durchaus zum Gespräch bereiten Geistlichen gestellte Frage, ob es sich denn wirklich geschichtlich sicher erweisen lasse, daß es keinen einzigen Ritualmord der Juden gegeben habe. Zum Erfreulichen der Führungen gehörte aber die Erkenntnis, daß viele Geistliche bereit sind, auch die christliche Schuld am Judenhaß anzuerkennen.

Das weite Echo, das die Ausstellung gefunden hat, verriet sich an Tagen, an denen sie offiziell geschlossen war, besonders deutlich. Am Samstag vor Karneval waren die Kölner Museen geschlossen. Wegen der vielen Besucher, die von auswärts kamen, mußte jedoch das Zeughaus wenigstens für diese Auswärtigen geöffnet werden. Es kamen an diesem Tag wenigstens 200 Leute — zum Teil von weit her. Da waren Besucher aus Hamburg, aus Innsbruck, aus Stuttgart, aus Tübingen, eine große Gruppe kam aus Holland. Holland stellte überhaupt die meisten Gruppen, die aus dem Ausland kamen. Weiter waren mit vielen Besuchern auf der Ausstellung vertreten: Belgien, England, Frankreich, Israel, die Vereinigten Staaten. Sogar Japaner und Inder suchten die Monumenta Judaica auf. Der 100 000 Besucher war ein japanischer Student. Wie Japaner versicherten, beschäftigt sie die Geschichte der Juden deshalb besonders, weil sie in ihnen Mittler zwischen Ost und West sehen.

Wie war es nun mit den Juden selbst? Außer den Leihgebern, die vielfach in großzügigster Weise private Erinnerungsstücke zur Verfügung gestellt hatten, und außer den Besuchern aus der Kölner Synagogengemeinde sah man Gruppenbesuche aus den Gemeinden zahlreicher Städte des Rheinlandes und des Ruhrgebietes. Selbst aus der Schweiz, nämlich aus Zürich, kam Gruppenbesuch. Viele Einzelbesucher kamen aus Israel, aus Nord- und Südamerika. Zur Eröffnung der MONUMENTA JUDAICA hatte die Stadt Köln 50 der angesehensten ihrer ehemaligen jüdischen Bürger, die jetzt in der ganzen Welt verstreut sind, und ihre Angehörigen für eine Woche als ihre Gäste eingeladen (s. FR XV, S. 89). Wie kaum anders zu erwarten, war der Besuch der Ausstellung durch die Mitglieder der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit sehr rege. Die Stärke der Gruppen betrug jeweils 60 bis 100 Mitglieder. Viele Mitglieder, auch ältere, scheuten selbst die Anstrengung einer weiten Reise nicht, um die Ausstellung sehen zu können. Die Stadt Köln veranstaltete zum Abschluß der Ausstellung am 15. März gemeinsam mit dem Deutschen Koordinierungsrat der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit eine Kundgebung in der Kongreßhalle. Dazu lud sie Mitglieder aller 38 Gesellschaften ein. Die Nachfrage war freilich viel größer, als Plätze zur Verfügung standen. Knapp 5000 Besucher konnten zugelassen werden. Wenn mehr Raum zur Verfügung gestanden hätte, wäre die Zahl unschwer zu verdoppeln gewesen. Daß die Redner mit ihrem Bekenntnis zum Gespräch nicht allein standen, bewies die Anwesenheit des Apostolischen

Nuntius *Bafle*, des Kölner Kardinals *Frings*, der Kölner Weihbischöfe *Frotz* und *Ferdie*.

Abschließend sei noch kurz von dem Bekenntnis zum brüderlichen Gespräch berichtet, das die drei Redner in der die Ausstellung Monumenta Judaica schließenden Kundgebung ablegten, berichtet. Bischof Dr. Wilhelm *Stählin*, Rimsting, der für die evangelische Kirche sprach, machte darauf aufmerksam, daß uns Brüderlichkeit als Aufgabe zu unserer Bewährung gegeben ist. Brüderlichkeit ist universal, denn wir Menschen sind alle nach dem Bilde Gottes geschaffen. Sie ist aber zugleich konkret, denn sie muß sich an dem jeweiligen Nächsten bewähren. Brüderlichkeit nötigt, den anderen in seiner Verschiedenheit, in seinem Besonderein anzuerkennen. Auch zwischen Israel und der Kirche dürfen die geschichtlichen Unterschiede nicht geleugnet werden. Aber in der Liebe sind die Gegensätze vereint. Die Bruderschaft verneinen, hieße die Kainsfrage stellen: „Soll ich der Hüter meines Bruders sein?“ Die Antwort Gottes lautet: „Du weißt, daß du Bruder bist und Brüder hast.“

Professor Dr. Ernst *Simon*, Hebräische Universität Jerusalem, schilderte das Mühen dreier Denker um das Verhältnis der Religionen zueinander und die Möglichkeit einer Universalreligion, das des mittelalterlich spanischen, jüdischen Dichters und Denkers Salomon ibn Gabirol aus dem 11. Jahrhundert mit seinem Gedicht „Die Königskrone“, das heute noch am Versöhnungstag in manchen Synagogen gelesen wird, das des deutschen Kardinals Nikolaus von Kues in seiner kleinen Schrift „*Vom Frieden im Glauben*“, die er unter dem Eindruck der Greuel schrieb, die sich bei der Eroberung von Konstantinopel durch die Türken 1453 ereigneten, und des deutschen Dichters der Aufklärungszeit, Gotthold Ephraim Lessing, der in seinem „*Nathan der Weise*“ seinem Freund Moses Mendelssohn ein Denkmal setzte. Noch über Salomon ibn Gabirol, der lehre, daß die Nichtjuden zwar das Richtige meinen, aber auf falschem Weg irren, während allein die Juden sich auf dem geraden Weg der Wahrheit befänden, müsse man hinausgehen, um zum Kern der jüdischen Auffassung vom Miteinander der Religionen zu kommen. Der Talmud habe im Traktat Sanhedrin den Begriff der „Frommen der anderen Völker“ geprägt, die gleich den frommen Juden „Anteil an der kommenden Welt“ haben. Durch den großen Gesetzeslehrer des zwölften Jahrhunderts, Moses Maimonides, sei diese Konzeption für das Judentum bindend geworden. Professor *Simon* sagte dann wörtlich: „(Diese Konzeption) wurde möglich auf dem Boden einer Religionsnation, die im eigenen Glauben den absoluten Weg für sich selbst sah, aber allen Menschen, welche die sogenannten sieben noachidischen Gebote, vornehmlich sittlichen Charakters, als Gebote Gottes annehmen und befolgen, die künftige Seligkeit verheißt. Das Judentum hat Mauern, und gerade deshalb weiß es vom ‚Heil außerhalb der Mauern‘.“ Den zerstörerischen grundlosen Haß zu überwinden, förderte er die grundlose Liebe. „Grundlose Liebe muß das gemeinsame Glaubenswort von uns allen werden.“

Augustin Kardinal *Bea*, der Leiter des Sekretariats für die christliche Einheit, schilderte, wie Papst *Johannes XXIII.* im Zusammenhang seines Denkens über das Problem des Weltfriedens zur Konzeption des II. Vatikanischen Konzils gekommen sei, wie das Konzil selbst bereits viel zur Förderung des Verständigungswillens in der Welt getan hat. Das beweise nicht zuletzt die Teilnahme der Beobachter-Delegierten vieler nichtkatholischer christlicher Kirchen und Gemeinschaften. Papst *Johannes XXIII.* hatte bereits aus eigener Initiative das die Juden kränkende Wort „Perfidia“ aus der Karfreitagsbitte gestrichen (s. FR XIII, 50/52, S. 9). Ihm ist auch zu danken, daß in die Konzilsvorlage über den Ökumenismus das 4. Kapitel eingefügt wurde, das das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen und insbesondere zu den Juden behandelt (s. o. S. 5 ff.). Dieses Kapitel offenbare den Verständigungswillen der Kirche auf breiter Basis. Dazu gehöre vor allem auch die Abwehr falscher Anklagen gegen die Juden und die Mahnung an die Katecheten, durch den

Religionsunterricht nicht etwa Anlaß zu antisemitischen Vorurteilen zu geben. Für viele sei es enttäuschend gewesen, daß die Vorlage in der zweiten Session des Konzils noch nicht verabschiedet worden sei. Doch habe die Verschiebung der Diskussion den Vorteil, den Konzilsvätern Zeit zu ruhigem Nachdenken zu lassen. Über die Verständigung unter den christlichen Konfessionen und über die zwischen Christen und Juden hinaus will das Konzil ganz allgemein die Brüderlichkeit unter den Menschen, ohne Rücksicht auf ihre Religion, Nation und Rasse fördern, indem es an die in der menschlichen Natur selbst begründete Gemeinschaft aller Menschen erinnert. Der Kardinal schloß mit den Worten: „Die in Christus erschienene ‚Güte und Menschenfreundlichkeit‘ weist den Menschen, als Ebenbild Gottes, auf Gott hin, als auf sein Urbild und Vorbild. Nur aus dieser Quelle und nur aus dem persönlichen Verhältnis des Menschen zu Gott ist es ihm zutiefst möglich, voll und ganz Mensch zu sein und damit Bruder aller seiner Mitmenschen und jedes einzelnen.“ Inzwischen wurde auf der dritten Session des Zweiten Vatikanischen Konzils das von Kardinal Bea erwähnte 4. Kapitel durch eine Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nicht-christlichen Religionen ersetzt, die am 20. November 1964 die uneingeschränkte Billigung von 1675 Konzilsvätern gefunden hat. Da mehr als zwei Drittel der Stimmen sich zu Gunsten des neuen Textes aussprachen, besteht begründete Hoffnung, daß es ohne wesentliche Änderungen auf der nächsten Session promulgiert wird (s. o. S. 41).

Der Zusammenklang der drei Reden¹ unterstrich noch einmal vor aller Öffentlichkeit die Absicht, die Planung und Durchführung der Ausstellung Monumenta Judaica beseelt hat, durch eine geschichtlich ausgewogene, nichts übertreibende, nichts verharmlosende, sondern bewußt objektiv gehaltene Zusammenschau der jüdischen Geschichte und Kultur am Rhein zu einem Abbau der Vorurteile und zu einer Bereitschaft zum Gespräch beizutragen. Brüderliches Gespräch setzt Kennen und Anerkennen voraus. Das verlangt Mitarbeit. Das ist nicht bequem. Wie viele der Besucher der *Monumenta Judaica* zu dieser Mitarbeit fähig und willens sind, vermag jetzt noch niemand zu sagen. Sicher aber ist, daß viele sehr nachdenklich gegangen und immer wieder gekommen sind, um sich auf das Gespräch vorzubereiten.

15/11 Emanuel Ringelblum, Historiker und Kämpfer

Zum Gedenken an den Aufruhr im Warschauer Ghetto — Pessach 1943²

In den Tagen, da Hanna Arendts viel umstrittenes Buch „Eichmann in Jerusalem“ in seiner nunmehr auch deutsch erschienenen Ausgabe neuerlich zum Gegenstand einer weltweiten Kontroverse geworden ist³ und ihre Schlußfolgerun-

gen, insbesondere über Art und Bedeutung des jüdischen Widerstands, bei Menschen guten Glaubens, allen voran aber bei den menschlichen Trümmerresten der großen Tragödie heftige und nicht selten auch schmerz erfüllte Ablehnung und Widerspruch finden, erscheint es angezeigt, eines Mannes zu gedenken, der durch sein Leben und Sterben, durch seinen Wandel, sein Wirken und sein Werk den besten und schönsten *Gegenbeweis* aller grauen und lebensfremden Theorien der Soziologie bildet.

Emanuel Ringelblum, der geistige Führer und Historiker des Warschauer Ghettos, gehört nicht nur zu den interessantesten Persönlichkeiten der tragischsten Epoche unserer Geschichte, die sich außerordentlich bewährt und schließlich den Märtyrertod erlitten haben, sondern auch zu jenen großen Gestalten, die Geschichte erlebt, gemacht und geschrieben haben. Das polnische Judentum hat in der Zeit zwischen beiden Weltkriegen zwei bedeutende Historiker hervorgebracht: Mayer Balaban und Ignatz Schipper. Sie waren bemüht, Simon Dubnows soziologische Geschichtsauffassung — die streng wissenschaftliche Darstellung der Totalität aller von der lebendigen jüdischen Nation erzeugten geistigen und sozialen Faktoren — weiter zu entwickeln, und sie gründeten zu diesem Zwecke einen „Kreis junger jüdischer Historiker“, der in Warschau sein Zentrum hatte. Sehr bald kamen diese beiden bedeutenden jüdischen Historiker zur Überzeugung, der sie wiederholt öffentlich beredten Ausdruck verliehen, daß sie in diesem Kreis einen jungen jüdischen Historiker entdeckt haben, von dem man den Historiker der Zukunft erwarten könne: den in einem kleinen galizischen Städtchen im Jahre 1900 geborenen Emanuel Ringelblum.

Unmittelbar nach dem ersten Weltkrieg hat Ringelblum an der Warschauer Universität Soziologie und Geschichte inskribiert und erlangte einige Jahre später seinen Dokortitel bezeichnenderweise mit der Dissertation: „Die Geschichte der Juden in Warschau bis zu ihrer Austreibung im Jahre 1527“; dieses Erstlingswerk wurde zugleich von der Stadtverwaltung Warschaus preisgekrönt. In den Jahren bis zum Einmarsch der Hitlerarmeen in Polen hat Ringelblum zahlreiche Werke über jüdisch-historische Themen veröffentlicht, zugleich aber eine unvorstellbar reiche politische, kulturelle und soziale Tätigkeit entwickelt. Er organisierte in leitenden Stellungen

der Einseitigkeiten bei Hannah Arendt auch ausgeführt: „Das entworfen Bild von Eichmann entspricht nicht dem Eichmann, den Ilse Blumenthal-W. Theresienstadt sah, als er die Juden zu den Deportationen in die Gaskammern auswählte. In Ergänzung zu dem „Briefwechsel Professor Scholem und Hannah Arendt“ sei hier nur zu dem bisher wohl noch nicht beachteten Argument hervorgehoben, daß Frau Blumenthal u. a. in ihrem Vortrag herausstellte:

„Wie immer aber Hannah Arendt den Angeklagten, Eichmann, auch zeichnet, teils verachtend und verächtlich machend, teils beschönigend und in Anerkennung mildernder Umstände — eines läßt sie erstaunlicherweise immer außer Betracht: Der Eichmann, den sie vor sich gesehen hat und den sie daraufhin beschreibt, er gleicht keinesfalls mehr jenem wirklichen Eichmann, der auf der Höhe seiner Macht durch einen Federstrich, durch einen unbarmherzigen Befehl das Signal gab zur Inbetriebsetzung der Todesmaschinerie, die Tausende, Hunderttausende, Millionen von Männern, Frauen und Kindern ums Leben brachte. Menschen, deren einzige Schuld darin bestand, als Jude geboren zu sein resp. von Juden abzustammen. Wahrlich, der gefangene Adolf Eichmann, der stramme Haltung annahm, wenn der Gerichtshof den Saal betrat, wenn einer der Richter ihn aufrief, er glied in nichts mehr jenem Eichmann, den ich in Theresienstadt gesehen habe. Der führte Himmlers Forderung, „übermenschlich, unmenschlich“ (S. 139) zu sein, mit höchster Präzision und Perfektion aus. Der war, wie es der mit der Judenfrage im Ministerium des Inneren betraute Ministerialrat Lösener ausdrückte, „die stärkste Verkörperung des satanischen Prinzips auf der für meine unmittelbare Beobachtung zugänglichen Ebene“.

Auch Polemik — und Hannah Arendts Bericht über die „Banalität des Bösen“, wie der Untertitel ihres Buches lautet, gehört nach Inhalt und Ton in das Gebiet der polemischen Literatur —, auch Polemik, sage ich, ist an diese wichtige Grundregel gebunden: Die Fakten müssen stimmen. Leider befolgt die Soziologin und Historikerin Hannah Arendt die genannte Grundregel nicht genügend. Viele Irrtümer, viele Fehler lassen sich nachweisen. Die Geschichte wird verfälscht. Die Legende beginnt. — Voraussichtlich soll noch 1965 von Dr. Jakob Robinson ein Buch erscheinen, in dem auch Fehler und Tatsachen-Verdrehungen zusammengestellt sind.

¹ Der Wortlaut dieser drei Reden findet sich u. a. in: „*Monumenta Judaica*“. 2000 Jahre Geschichte und Kultur der Juden am Rhein. FAZIT. Herausgegeben von Kurt Hackenberg im Auftrage der Stadt Köln (1964). 191 Text-Seiten, 45 Seiten Bild-Katalog. Erhältlich durch: Verwaltung der Museen, Köln, Wallraf-Richartz-Museum, An der Rechtschule.

Dem „Katalog“ und dem „Handbuch“ [s. o. S. 103] gesellt sich dazu dieser abschließende, mit ebenfalls großer Sorgfalt gearbeitete Band, mit der schönen Ausstattung, den hervorragenden, photographischen Bildtafeln. Diese drei Bände geben nicht nur Ein- und Überblick über die so außerordentlich gelungene Ausstellung, sie sind für jeden an christlich-jüdischen Themen Interessierten ungemein lehrreich und eine wertvolle Bereicherung.

G. L.

² Mit freundlichem Einverständnis der Schriftleitung entnehmen wir, leicht gekürzt, aus „Jedioth Chadashot“, Tel Aviv, 16. 4. 1965, den obenstehenden Beitrag.

³ Hannah Arendt: Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen. München 1964, Piper Verlag. Vgl. FR XV/97 ff.; insbesondere S. 100 ff.: Ein Briefwechsel über Hannah Arendts Buch. (Dieser Briefwechsel findet sich auch in der mittlerweile erschienenen: „Die Kontroverse Hannah Arendt, Eichmann und die Juden“, München 1964. Nymphenburger Verlagsbuchhandlung.) Ilse Blumenthal-Weiss hat in ihren Vorträgen im Juni 1965 in Freiburg [s. u. S. 171 r. Anm. 2] über „Geschichte oder Legende? (Hannah Arendt: Eichmann in Jerusalem)“ zu der Beanstandung